

Cate Tiernan
Hexenflammen

 *dark
moon*

Foto: © Paul L. della Maggiore



DIE AUTORIN

Cate Tiernan wuchs in New Orleans auf und studierte russische Literatur an der New York University. Sie arbeitete zunächst in einem renommierten Verlag in New York, bevor sie beschloss, selbst Schriftstellerin zu werden. Ihre Hexenserie »Das Buch der Schatten« ist ein riesiger Erfolg und wurde in mehrere

Länder verkauft; ein Kinofilm ist in Arbeit. Heute lebt Cate Tiernan mit ihrem Mann, zwei Töchtern und zwei Stieföhnen, einem Pudel und vielen Katzen in North Carolina.

Von Cate Tiernan ist bei cbt bereits erschienen:

Das Buch der Schatten – Verwandlung (38003)

Das Buch der Schatten – Magische Glut (38004)

Das Buch der Schatten – Bluthexe (38005)

Das Buch der Schatten – Flammende Gefahr (38006)

Das Buch der Schatten – Dunkle Zeichen (38007)

Hexenflammen – Ein Ring aus Asche (38034, Band 2)

Cate Tiernan

Hexenflammen

Ein Kelch voll Wind

Aus dem Amerikanischen
von Kathrin Wolf

cbt

dark
moon



dark
moon

cbt ist der Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Holmen Book Cream* liefert
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Erstmals als cbt Taschenbuch März 2013
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform
© 2011 Cate Tiernan

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Balefire. A Chalice of Wind« bei Razorbill, an imprint of
Penguin Group (USA) Inc.

Published by arrangement with Razorbill, a division of Penguin
Young Readers Group, a member of Penguin Group (USA) Inc.

© 2013 für die deutschsprachige Ausgabe cbt Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Übersetzung: Kathrin Wolf

Lektorat: Ulrike Hauswaldt

Umschlaggestaltung: © Isabelle Hirtz, München, unter

Verwendung mehrerer Bilder von Shutterstock / Mayer George
Vladimirovich

he · Herstellung: kw

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-38033-8

Printed in Germany

www.cbt-darkmoon.de

Prolog

Wenn die Jalousien heruntergelassen waren, musste man die Tür zum Zugabteil aufstoßen, um zu sehen, wer darin saß. Das hatten ich und meine Freundinnen Alison und Lynne in den letzten vier Minuten begriffen, in denen wir durch die Zugwaggons gestürmt waren und nach unserer Reiseleiterin Ausschau gehalten hatten.

»Hier ist sie nicht!«, rief Alison, während sie in ein Abteil hineinspähte.

Durch eine Scheibe sah ich ein paar deutsche Geschäftsleute in Tweedanzügen. »Hier auch nicht«, gab ich zurück.

»Meinst du, sie hat irgendwas Schlechtes gegessen?«, fragte Alison. »Die arme Anne, also ehrlich. Igitt.«

»Was auch immer es war, ich gehe da nicht wieder rein«, erklärte Lynne und öffnete mit Schwung eine weitere Tür. »Ups! Entschuldigung!« Mit einer leichten Verneigung schloss sie die Tür hinter einem jungen Pärchen, das in dem Abteil am Rummachen war. Wir brachen in schallendes Gelächter aus.

Arme Anne. Es war erst der dritte Tag unserer Junior-High-Europareise. Nachdem wir Belgien in Windeseile abgehakt hatten, rasten wir nun durch Deutschland, um dann in vier Tagen in Frankreich anzukommen. Aber

wenn Anne ernsthaft krank war, dann würde sie nach Hause fliegen müssen. Vielleicht lag es ja wirklich nur am Essen. Unsere Aufsicht, Ms Polems, würde das entscheiden.

»Thais, guck mal hier!«, rief Lynne, während sie auf eines der Abteifenster deutete.

Ich legte mir die Hände wie eine Taucherbrille um die Augen und presste sie gegen die Scheibe. Als dahinter vier vertrottelte Sportfreaks aus der Unterstufe zu johlen und zu pfeifen anfangen, zuckte ich jäh zurück.

»Träumt weiter«, sagte ich angewidert. »Als würde ich auf so was einsteigen!«

»Ups! *Entschuh... Entschuld...*«, stotterte Alison in einer anderen Abteiltür in unbeholfenem Deutsch.

»*Entschuldigung!*«, trällerte Lynn, während sie Alison zurück in den Gang zog.

Ich grinste den beiden zu. Auch wenn Anne krank geworden war, war das bislang eine super Reise.

Entschlossen packte ich den Griff der nächsten Abteiltür und zerrte daran. Drinnen saßen vier Touristen, aber keine Ms Polems. Wo zum Teufel war sie hinverschwunden?

»Oh, Entschuldigung«, sagte ich und trat einen Schritt zurück. Zwei der Männer starrten mich an und ich stöhnte innerlich. Ich hatte vorhin schon ein paar überfreundliche Einheimische abwimmeln müssen, mein Bedarf war eindeutig gedeckt.

»Clio?«, fragte einer von ihnen mit sanfter, kultiviert klingender Stimme.

Ja klar. Netter Versuch. »Nein, tut mir leid«, sagte ich energisch und schloss die Tür wieder. »Hier ist sie auch nicht«, rief ich Alison zu.

Drei Türen weiter schwang sich Lynne aus einem Abteil in den Gang. »Hab sie gefunden!«, rief sie, und ich lehnte mich erleichtert gegen ein schwankendes Zugfenster, während die wunderschöne, bergige deutsche Landschaft kilometerlang daran vorüberzog. Ms Polems und Lynne eilten an mir vorbei. Ich schlenderte hinter ihnen her und hoffte, dass Pats und Jess in der Zwischenzeit versucht hatten, unser Abteil ein bisschen aufzuräumen.



Jules starrte schweigend auf die Abteiltür, die gerade laut eingerastet war. Dieses Gesicht ...

Er wandte sich um und blickte seinen Begleiter an, einen Freund, den er bereits seit ewigen Zeiten kannte. Daedalus sah genauso erschrocken aus, wie Jules sich fühlte.

»Das war ganz sicher Clio«, sagte Daedalus leise, damit ihn seine Sitznachbarn nicht hören konnten. Seine eleganten, langen Finger strichen durch das graue Haar an seinen Schläfen. Trotz seines fortgeschrittenen Alters war es immer noch voll. »Clio, so hieß sie doch, nicht wahr? Oder war es ... Clémence?«

»Clémence hieß die Mutter«, murmelte Jules. »Die, die gestorben ist. Wann hast du das Kind zum letzten Mal gesehen?«

Daedalus fasste sich nachdenklich ans Kinn. Beide Männer blickten auf, als ein kleiner Pulk von Schülern von einer dienstlich aussehenden, älteren Dame den schaukelnden Gang entlanggeführt wurde. Er sah sie noch einmal – dieses Gesicht –, dann war sie verschwunden. »Vor vier Jahren vielleicht?«, schätzte er. »Sie war dreizehn und Petra war gerade dabei, sie einzuweihen. Ich habe sie nur aus der Entfernung gesehen.«

»Diese ganze Sippe ist schon wirklich unverkennbar«, sagte Jules mit gedämpfter Stimme. »Das war sie immer.«

»Ja.« Daedalus runzelte die Stirn. Ihm war klar, dass das alles keinen Sinn ergab, und seine Gedanken wirbelten durcheinander. »Sie muss es gewesen sein und doch war sie es nicht«, sagte er schließlich. »Nein, sie war es wirklich nicht ... Da war nichts an ihr ...«

»Nichts in ihren Augen«, unterbrach Jules ihn zustimmend.

»Unverkennbar das Kind, und doch auch wieder nicht«, sagte Daedalus und listete die Fakten mit den Fingern auf. »Sie war ganz offensichtlich weder älter noch jünger.«

»Richtig«, erwiderte Jules bestimmt.

Beiden dämmerte im selben Moment, was das bedeutete. Daedalus' Kinnlade fiel herab und Jules legte sich eine Hand ans Herz. »Oh mein Gott«, wisperte er. »Zwillinge. Zwei von der Sorte! *Zwei!*«

Er wusste nicht, wie lange er Daedalus nicht mehr so hatte lächeln sehen.

Kapitel 1

Ufo

Das war so verdammt frustrierend. Ehrlich, wenn ich die Zähne noch fester zusammenbiss, würde mein Gesicht zu einer Fratze erstarren.

Meine Großmutter saß mir gegenüber und verströmte Gelassenheit wie ein Parfum, einen Duft, den sie sich morgens hinter die Ohren tupfte und der sie durch den ganzen Tag begleitete.

Tja, leider hatte ich vergessen, *meine* dämliche Gelassenheit aufzutragen, und jetzt hielt ich diese Kupfermünze in der Faust und meine Fingernägel drückten ärgerliche Halbmonde in meine Handfläche. Noch eine Minute, und ich würde das Ding durchs Zimmer werfen, die Kerze umschmeißen und einfach *gehen*, um zu ... shoppen. Oder irgendwas in der Art.

Aber ich wollte das hier so sehr.

So sehr, dass ich es fast schmecken konnte. Und jetzt, während ich in die ruhigen, durchdringend blauen Augen meiner Großmutter sah, die mich über die Kerzenflamme hinweg anblickten, hatte ich das Gefühl, sie könne jeden einzelnen Gedanken lesen, der mir durch den Kopf huschte. Und dass sie sich amüsierte.

Ich schloss die Augen und tat einen tiefen Atemzug bis hinunter in mein Bauchnabelpiercing. Dann stieß ich langsam die Luft aus und hoffte, dass sie alle Anspannung, Ungeduld und jeden Zweifel mit sich nehmen würde. *Bitte.*

Cuivre, orientez ma force. Kupfermünze, lenk meine Kraft, dachte ich. Wobei ich es eigentlich gar nicht dachte. Es war viel weniger als das. Die Idee hatte sich nur leicht in meinem Kopf angedeutet, sodass es nicht mal ein Gedanke war, geschweige denn in Worte gefasst werden konnte. Es war nur pures Gefühl, so zart wie ein Band aus Rauch, verwoben in die Macht der *Bonne Magie.*

Montrez-moi, hauchte ich. *Zeige es mir. Atme ein, atme aus.*

Du musst gehen, bevor du rennen kannst. Du musst krabbeln, bevor du gehen kannst.

Montrez-moi.

Quarzkristalle und ungeschliffene Smaragdbrocken lagen an zwölf Punkten um mich und meine Großmutter herum. Eine brennende weiße Kerze stand zwischen uns auf dem Boden. Mein Hintern war schon ganz taub, genau wie gestern. *Atme.*

Montrez-moi.

Es funktionierte nicht, es funktionierte einfach nicht. *Je n'ai pas de la force, rien du tout.* Ich öffnete die Augen, bereit, zu schreien.

Da erschien vor mir eine riesige Zypresse.

Keine Großmutter. Nur eine gigantische Zypresse, die

mir beinahe die Sicht auf den Himmel und die grauen Wolken versperrte. Ich senkte den Blick. Noch immer hielt ich die Münze, die in meiner Hand heiß geworden war. Ich war in irgendeinem Wald, ich konnte nicht erkennen, wo genau. *Une cyprière*. Ein waldiger Sumpf. Luftwurzeln, die aus dem stillen, braungrünen Wasser hervorstießen. Aber ich stand an Land, auf festem, moosbedecktem Grund.

Die Wolken wurden dunkler, getrübt von einem Sturm in ihrem Inneren. Blätter peitschten an mir vorbei, manche landeten auf dem Wasser, andere streiften mein Gesicht. Ich hörte Donner, ein tiefes Grollen in meinen Ohren und ein Vibrieren in der Brust. Dicke Tropfen platschten auf die Erde und rannen mir über die Wangen wie Tränen. Plötzlich erschütterte ein gewaltiger Krach die Stelle, auf der ich stand, gleichzeitig blendete mich ein Blitzschlag. Beinahe unmittelbar darauf hörte ich ein bebendes, splitterndes Geräusch, wie ein Boot, das an einem Felsen zerschellte. Ich blinzelte und versuchte, etwas durch die rot-orange gleißenden Nachbilder vor meinen Augen zu erkennen. Da stand die Zypresse, gespalten in zwei Hälften, die sich gefährlich nach vorne neigten und bereits brachen, in die Tiefe gezogen von ihrem Gewicht.

Am Fuße des Baums, zwischen zwei dicken Wurzeln, die bereits drauf und dran waren, sich aus der Erde zu lösen, sah ich ein plötzliches Aufsprudeln von ... ja was eigentlich? Ich kniff die Augen zusammen. Wasser? Öl? Es war dunkel wie Öl und dickflüssig, doch der nächste Blitzschlag machte das opake Rot von Blut sichtbar.

Das blutige Rinnsal teilte sich ebenfalls, lief über den Grund und sickerte langsam in das durchweichte Moos, wobei sich das Rot leuchtend gegen das grünliche Grau abhob. Ich blickte nach unten und sah den Blutstrom anschwellen, schneller werden und zwischen den Wurzeln hervorsprudeln. Meine Füße! Meine Füße waren über und über mit Blut bespritzt und meine Schienbeine damit gesprenkelt. Ich verlor die Fassung, schlug mir die Hände vor den Mund, schrie hinein und versuchte mich zu rühren. Doch ich schien fester mit der Erde verwurzelt als der Baum selbst.

»Clio! Clio!«

Eine kühle Hand, von der ich nicht wusste, woher sie kam, griff nach meinem Kinn. Schnell versuchte ich, den Regen aus meinen Augen zu blinzeln. Meine Großmutter stützte mein Kinn mit ihrer Hand, die andere hatte sie unter meinen Ellbogen gelegt.

»Kind, steh auf«, wies sie mich ruhig an. Die Kerze zwischen uns war umgestoßen worden, ihr Wachs tropfte auf den Holzboden. Meine Knie fühlten sich zittrig an, und ich rang nach Luft, während ich wild um mich blickte, um die Orientierung wiederzugewinnen.

»Nan«, keuchte ich, während ich wie ein Fisch Luft schluckte. »Nan, o *déesse*, das war ätzend.«

»Erzähl mir, was du gesehen hast«, sagte sie und führte mich aus dem Arbeitszimmer in unsere etwas schäbige Küche.

Ich wollte nicht darüber sprechen, es war fast, als hätte ich Angst, meine Worte würden die Vision wieder

heraufbeschwören und mich dorthin zurückkatapultieren. »Ich habe einen Baum gesehen«, sagte ich widerstrebend. »Eine Zypresse. Ich war in einer Art Sumpflandschaft. Ein Sturm kam auf und dann ... dann wurde der Baum von einem Blitz getroffen und in zwei Hälften gespalten. Und danach ... ist Blut aus seinen Wurzeln geströmt.«

»Blut?« Sie blickte mich scharf an.

Ich nickte fröstelnd und fühlte mich ein bisschen so, als wäre ich krank. »Ja, Blut, ein ganzer Fluss aus Blut. Er hat sich verzweigt und ist über meine Füße geflossen. Und dann habe ich angefangen zu schreien. Igitt.« Ich zitterte und konnte nicht umhin, auf meine nackten Füße zu schauen. Aber da war kein Blut. Nur gebräunte Haut und violett lackierte Nägel. Gut.

»Ein Baum, der von einem Blitz entzweigespalten wird«, sinnierte meine Großmutter, während sie heißes Wasser in eine Teekanne goss. Ein dampfiger, nasser Geruch von Kräutern erfüllte den Raum und mein Frösteln ließ nach. »Ein blutiger Fluss, der den Wurzeln entspringt. Und der Fluss teilt sich.«

»Ja«, sagte ich, während ich eine Tasse in meinen kalten Händen hielt und den Dampf einatmete. »Das bringt die Sache auf den Punkt. Oh Mann.« Ich schüttelte den Kopf und nippte an dem Tee. »Was ist?«, fragte ich, als ich merkte, dass meine Großmutter mich beobachtete.

»Das ist interessant«, sagte sie in einer Art, die deutlich machte, dass ihr tausend andere Worte durch den

Kopf schwirren, die sie aber nicht aussprach. »Eine interessante Vision. Sieht aus, als wäre die Münze gut für dich. Wir werden morgen damit weitermachen.«

»Nicht, wenn ich es verhindern kann«, murmelte ich in meine Tasse.

Kapitel 2

Thais

Das passiert nicht.

Doch auch wenn ich mir das Tausende und Abertausende Male vorsagte, irgendwann drang die unbarmherzige Realität doch wieder in mein Bewusstsein vor.

Mrs Thompkins neben mir tätschelte meine Hand. Wir saßen Seite an Seite im Zivilgericht von Welsford, dritter Bezirk, Connecticut. Noch vor zwei Wochen hatte ich beglückt eine *pâtisserie anglaise* in einer kleinen Bäckerei in Tours verspeist. Und heute wartete ich darauf, dass eine Richterin die Klauseln aus dem Testament meines Vaters mit uns besprach.

Denn mein Vater war tot.

Vor nur zwei Wochen hatte ich noch einen Dad gehabt, ein Zuhause, ein Leben. Dann hatte eine alte Frau in ihrem Wagen einen Schlaganfall erlitten und das außer Kontrolle geratene Fahrzeug hatte einen Bordstein auf der Main Street gerammt und meinen Vater getötet. Solche Dinge passierten einem doch nicht einfach so. Nicht wirklich. Das geschah in Filmen und manchmal in Büchern. Aber keinen echten Menschen, keinen echten Vätern. Nicht mir.

Und doch saß ich hier und hörte einer Richterin zu, die ein Testament verlas, von dem ich nicht einmal gewusst hatte, dass es existierte. Mrs Thompkins, die mein ganzes Leben lang unsere Nachbarin gewesen war, betupfte meine Wangen mit einem nach Lavendel duftenden Taschentuch, und ich merkte, dass ich geweint hatte.

»Die minderjährige Thais Allard wird in die Obhut einer Freundin der Familie gegeben.« Die Richterin sah mich freundlich an. Ich warf Mrs Thompkins einen Blick zu und dachte daran, wie seltsam es sein würde, mit ihr nach Hause zu gehen, mit meinem alten Leben nebenan, und in den nächsten vier Monaten, bis ich achtzehn würde, in ihrem Gästezimmer zu schlafen. Und was dann?

Wenn ich einen Freund gehabt hätte, hätte ich zu ihm ziehen können. Es war wohl etwas voreilig gewesen, vor meiner Europareise mit Chad Woolcott Schluss zu machen. Ich seufzte, doch der Seufzer verwandelte sich in ein Schluchzen, das ich mühsam unterdrückte.

Die Richterin begann über die gerichtliche Erbscheinerteilung und die Testamentsvollstrecker zu sprechen und meine Gedanken verschwammen.

Ich liebte Bridget Thompkins. Sie war die Großmutter, die ich nie gehabt hatte. Als ihr Mann vor drei Jahren gestorben war, war es für mich gewesen, als würde ich einen Großvater verlieren. Könnte ich nicht einfach in unserem Haus bleiben und sie von nebenan aus mein Vormund sein lassen?

»Und ist eine Person namens Axel Gauvin im Gerichtssaal zugegen?«, fragte Richterin Dailey über ihre Brillengläser hinweg.

»Axelle Go-wäh«, sagte eine Stimme hinter mir und verlieh dem Namen einen makellos französischen Klang.

»Axelle Gauvin«, wiederholte die Richterin geduldig.

Mrs Thompkins und ich warfen uns stirnrunzelnde Blicke zu.

»Ms Gauvin, in Michel Allards Testament steht ganz klar, dass er Sie zum Vormund seines einzigen minderjährigen Kinds Thais Allard machen möchte. Ist das in Ihrem Sinne?«

Ich blinzelte heftig. *Waaaaaas?*

»Ja, das ist es, Euer Ehren«, sagte die Stimme hinter mir, und ich fuhr herum. Axelle Gauvin, von der ich noch nie im Leben gehört hatte, sah aus wie die Chef-Domina eines Luxuspuffs. Sie hatte glänzendes schwarzes Haar, das zu einer perfekt wippenden Glocke geschnitten war und knapp über den Schultern endete. Der schwarze Pony rahmte zwei stark geschminkte Augen ein. Ihre grellen, blutrot geschminkten Lippen hatten entweder von Natur aus die Form eines Schmolmunds oder sie hatte sich Botox spritzen lassen. Der Rest war eine einzige verschwommene Vision aus glänzendem schwarzem Leder und silbernen Schnallen. Und das im Sommer. So etwas hatte Welsford, Connecticut, noch nie gesehen.

»Wer ist das?«, flüsterte Mrs Thompkins schockiert.

Hilflos schüttelte ich den Kopf und versuchte, trotz meiner ausgedörrten Kehle zu schlucken.

»Michel und ich haben uns in letzter Zeit nicht mehr gesehen«, sagte die Frau mit einer sinnlichen Raucherstimme, »aber wir hatten uns fest versprochen, dass ich auf die kleine Thais aufpassen würde, wenn ihm etwas zustieße. Nur hätte ich nie gedacht, dass es tatsächlich mal so kommen würde.« Ihre Stimme brach. Ich drehte mich um und sah, wie sie sich ihre Augen abtupfte, die so dunkel waren wie ein Schacht.

Sie hatte meinen Namen richtig ausgesprochen, und das, obwohl sogar die Richterin »Theis« gesagt hatte. Aber Axelle hatte gewusst, dass es »Tha-iis« heißen musste. Wann hatte sie meinen Vater kennengelernt? Und wie? Mein ganzes Leben lang hatte es immer nur mich und meinen Dad gegeben. Ich hatte gewusst, dass er Verabredungen gehabt hatte, doch ich hatte die Frauen früher oder später immer kennengelernt. Und Axelle Gauvin war keine von ihnen gewesen.

»Euer Ehren, ich ...«, begann Mrs Thompkins bestürzt.

»Es tut mir leid«, sagte die Richterin freundlich. »Sie sind noch immer die Testamentsvollstreckerin für Mr Allards Besitztümer, aber im Testament steht klar und deutlich, dass Ms Axelle Gauvin der Vormund für seine minderjährige Tochter werden soll. Natürlich können Sie das Testament vor Gericht anfechten ... aber das wird ein teurer und langer Prozess.« Die Richterin nahm ihre Brille ab, und die eisige Gewissheit, dass das alles hier real war und ich tatsächlich bei dieser hartherzig aussehenden Fremden in meinem Rücken lan-

den würde, drang in mein verängstigtes Bewusstsein vor. »In nur vier Monaten wird Thais achtzehn. Rein rechtlich gesehen liegt die Entscheidung dann bei ihr, wo und mit wem sie leben möchte. Wobei ich sehr hoffe, dass Ms Gauvin die Tatsache berücksichtigen wird, dass Thais kurz davorsteht, ihr Abschlussjahr an der Highschool anzutreten, und dass der Einschnitt nicht ganz so groß wäre, wenn sie dafür in Welsford bleiben könnte.«

»Ich weiß«, sagte die Dame bedauernd. »Aber leider wohne ich in New Orleans und meine Geschäfte gestatten es mir nicht, für das nächste Jahr hierherzuziehen. Thais wird mit zu mir kommen müssen.«



Ich stand in meinem Zimmer und ließ meinen Blick über all das schweifen, was ich zurücklassen musste, weil es nicht in einen Koffer passen würde. Genau genommen hatte ich sogar drei normale Koffer plus einen riesigen Schrankkoffer, den Mr Thompkins im Zweiten Weltkrieg benutzt hatte. Doch mein Schreibtisch würde in keines der Gepäckstücke hineinpassen.

Schwer plumpste ich auf mein Bett und fühlte die abgenutzte Steppdecke unter meinen Fingern. Alles an mir war taub. Und das war mir nur recht so. Wenn ich es auch nur einen Moment zuließe, mich nicht taub zu fühlen, dann würde ein gigantischer, brüllender Schmerz meine Gedärme zerreißen und als kreischender, unauf-

haltsamer, hysterischer Hurrikan der Qual in die Welt explodieren.

Ich würde zu einer mir vollkommen unbekanntem Lederfanatikerin nach New Orleans, Louisiana, ziehen. Allein der Gedanke daran, woher sie meinen Vater kennen könnte, bereitete mir Unbehagen. Wenn die beiden eine Liebesbeziehung gehabt hätten, würde mir dies den Dad nehmen, den ich kannte, und ihn durch einen gehirnampulierten Unbekannten ersetzen. Sie hatte gesagt, sie seien Freunde gewesen. So gute Freunde, dass er ihr sein einziges Kind anvertraut und doch niemals ihren Namen erwähnt hatte?

Ein Klopfen an meiner Tür. Verblüfft sah ich auf, als Mrs Thompkins hereinkam. Ihr freundliches, rundes Gesicht wirkte abgespannt und traurig. Sie trug ein Tablett mit einem Sandwich und einem Glas Limonade, das sie auf meinem Schreibtisch absetzte. Sie blieb neben mir stehen, und ihre Finger fuhren mir durchs Haar, während ich immer noch nichts fühlen wollte.

»Brauchst du Hilfe, Liebes?«, flüsterte sie.

Ich schüttelte den Kopf und versuchte ein tapferes Lächeln, das jedoch jämmerlich misslang. Ein dumpfer Schmerzensschrei drohte aus mir herauszubrechen. Immer und immer wieder wurde mir klar, was geschehen war, und trotzdem konnte ich es noch nicht wirklich glauben. Mein Vater war tot. Für alle Ewigkeit verschwunden. Es war buchstäblich ungläublich.

»Du und ich, wir wissen genau, was wir sagen wollen«, fuhr Mrs Thompkins mit sanfter Stimme fort, »doch im

Moment ist es einfach zu schwierig, es auszusprechen. Ich möchte nur, dass du eins weißt: Es sind bloß vier Monate. Wenn es dir gefällt und du da unten bleiben willst« – sie sagte es, als meine sie die Hölle – »dann ist das in Ordnung und ich wünsche dir alles Gute. Aber wenn du nach den vier Monaten wiederkommen möchtest, dann empfangen ich dich mit offenen Armen. Verstehst du?«

Ich nickte und diesmal lächelte ich wirklich. Sie lächelte mich ebenfalls an und ging.

Ich konnte nichts essen. Ich wusste nicht, was ich packen sollte. Was war nur mit meinem Leben passiert? Ich war im Begriff, jeden und alles, was ich kannte, zurückzulassen. Ich hatte mich so darauf gefreut, nächstes Jahr aufs College zu gehen. Ich hatte mir vorgestellt, wie ich diesen Ort, mein Zimmer, verlassen würde. Doch ich war noch nicht so weit, es war ein Jahr zu früh. Ich war für das alles noch nicht bereit.

Kapitel 3

Vom Schicksal verbunden

Ich greife in die Dunkelheit
Um die zu berühren, die ich brauche
Ich schicke meinen Geist mit einer Nachricht
Er findet ihre Geister, dort, wo sie wohnen
Wir sind verbunden durch die Zeit
Wir sind verbunden durch das Schicksal
Wir sind verbunden durch das Leben
Wir sind verbunden durch den Tod
Geh.

Die Kerzenflamme flackerte kaum in diesem friedlichen Zimmer. Was für ein außerordentliches Glück, dass sie einen so passenden Ort gefunden hatten. Daedalus mochte den kleinen Dachboden mit der Decke, die steil nach unten zu den Wänden hin abfiel. Er saß bequem auf dem Holzparkett, das vor über zweihundert Jahren hier verlegt worden war. Er atmete langsam und betrachtete die unbewegte Kerzenflamme, die sich verkehrt herum in einer amethystfarbenen Glaskugel spiegelte, fast wie bei einem großen Auge, das in die Welt hinausstarrte.

»Sophie«, hauchte Daedalus und stellte sich vor, wie

sie bei ihrer letzten Begegnung ausgesehen hatte. Wie lange war das her, zehn Jahre vielleicht? *Sophie. Fühl meine Verbindung zu dir, hör meine Botschaft.* Daedalus schloss die Augen und atmete kaum, während er seine Gedanken über die Kontinente hinwegschickte, gegen die Zeit.



Recherche: L'histoire de France. Sophie tippte die Wörter in die Tastatur und freute sich über die unmittelbar aufpoppende Belohnung, die unerschöpfliche Wissensquelle unter ihren Fingerspitzen. Mit jedem Zeitalter, das vorüberging, wurden die Dinge immer grandioser. Natürlich hatte der Fortschritt auch Nachteile. Es gab viele, viele Dinge, die sie vermisste. Aber jeder neue Tag enthüllte auch ein neues Wunder.

»Veux-tu du saumon?«, fragte Manon, das Telefon gegen ihr Ohr gepresst. »Pour dîner«, fügte sie erklärend hinzu, als Sophie zu ihr aufblickte.

Sophie nickte. Es war ihr egal, was sie aß. Sie konnte Manons mannigfache Gelüste nicht nachvollziehen: Essen, Trinken, Zigaretten, Menschen. Sophie dürstete es nach Wissen, nach Lernen. Eines Tages, wenn sie es irgendwie geschafft hatte, ihr Gehirn mit genug Wahrheit und Verstehen zu füllen, dann würde sie vielleicht beginnen, sich selbst zu begreifen. Ihr Leben und das derer, das so unwiderruflich mit dem ihren verwoben war. Vielleicht.

Ein dünner Faden aus Zigarettenrauch zog über sie hinweg. Manon lief immer noch mit dem Telefon gegen ihr Ohr gepresst umher, um Essen beim Concierge zu bestellen.

Die Ergebnisse von Sophies Internetsuche bedeckten den Bildschirm ihres Laptops und sie lehnte sich nach vorne. Doch genau in diesem Moment begannen die Worte ohne Vorwarnung wie unter Wasser zu flimmern. Sophie runzelte die Stirn und warf einen Blick zur Tür, um sicherzugehen, dass der Überspannungsschutz eingeschaltet war. Dieser Computer war praktisch nigelna-gelneu. Was ...?

Sophie, meine Liebste. Komm nach New Orleans. Es ist wichtig. Daedalus.

Noch während Sophie die Worte ansah und zu begreifen versuchte, lösten sie sich auf. Manon hatte das Gespräch beendet und war näher getreten, um zu sehen, was Sophie da so intensiv anstarrte.

»Wir haben schon eine ganze Weile nichts mehr von ihm gehört«, sagte sie unnötigerweise.

Sophie erwiderte nichts.

»Werden wir gehen?«, fragte Manon.

Wieder antwortete Sophie nicht. Ihre großen, braunen Augen suchten den Raum ab, irrten durch die Luft, starrten über Tausende von Meilen direkt in die von Daedalus.



»Und jetzt Ouida«, murmelte Daedalus, während er seinen Geist von allen Gedanken und Gefühlen reinigte. Er existierte, doch er war sich seines Seins nicht bewusst. Er war eins mit dem Holz, eins mit der Luft, dem Glas, der Flamme ...



Okay, angenommen, die Probe war nicht verschmutzt worden, dann könnte sie ungefähr dreißig Zellen isolieren, durch eine Trypsin-Giemsa-Färbung ziehen, und schon hätte sie einen hübschen Chromosomensatz zum Untersuchen. Vorsichtig manövrierte Ouida Jeffers die Schale mit dem genetischen Material aus der Zentrifuge. Sie hörte, wie die Labortür aufschwang und wieder ins Schloss fiel, doch sie sah nicht auf, bis die Probe nicht sicher in einem Fach lag und sie die Kühlschranktür geschlossen hatte. Nicht nach dem letzten Dienstag. Nachdem die Arbeit eines ganzen Monats den Bach hinuntergegangen war. Beziehungsweise die Kanalisation. Gott.

»Bitte entschuldigen Sie, Frau Doktor.«

Ouida blickte zu ihrem Assistenten hinüber, der ihr eine pinke Telefonnotiz hinhielt.

»Das kam für Sie.«

»Okay, danke, Scott.« Ouida nahm die Nachricht entgegen. Vielleicht ging es um den Praktikanten, mit dem sie ein Vorstellungsgespräch geführt hatte.

Komm nach New Orleans, Ouida, stand da. Ihre Nacken-

haare stellten sich auf. Sie atmete schnell und sah sich im Labor um, ihrem Labor, das ihr so vertraut war und für all das stand, wofür sie so hart gearbeitet hatte. *Wir brauchen dich*, sagte die Nachricht. *Endlich. Daedalus*.

Ouida schluckte schwer, sank auf einen Stuhl und las die Nachricht erneut. *Entspann dich, nur die Ruhe. Du musst nicht gehen*. Sie blickte aus dem Fenster, das von einem Sicherheitsdraht umgeben war. Draußen war der Himmel wolkenlos und blau. New Orleans. In New Orleans würde es um diese Zeit sehr heiß sein.



Als er Claire erblickte, verzog Daedalus das Gesicht. Ganz offensichtlich hatte sie seit ihrem letzten Treffen keine großen Fortschritte gemacht. Er sah sie schwerfälliger auf einem billigen Holzstuhl lümmeln. Zwei ungleiche Reihen umgedrehter Schnapsgläser glänzten klebrig auf dem Resopaltisch, auf dem sie sich mit den Ellbogen abstützte.

Claire.

Aus der Menge um sie herum erklangen Sprechgesänge. Ein bulliger Mann mittleren Alters und von asiatischer Abstammung – Daedalus hätte nicht sagen können, wo genau er herkam – schien sich zu sammeln. Dann kippte er sich irgendetwas von dem Seelentrösterzeug, das hier so getrunken wurde, hinter die Binde. Das Brennen in seiner Kehle bemerkte er längst nicht mehr. Während er sich mit dem Ärmel seines Arbeits-

shirts über den Mund wischte, versuchten seine dunklen, halb geschlossenen Augen angestrengt, Claire zu fokussieren. Seine Gegnerin.

Für einen Moment wurde sie durch das Klingeln des Telefons an der Barwand abgelenkt.

Geh ran, Claire. Und frag nicht, für wen der Anruf ist, er ist für dich ...

Das Klingeln wurde weggeblinzelt wie ein lästiges Insekt. Claire lächelte und die Menge jubelte angesichts von so viel Draufgängertum. Irgendjemand kippte ein weiteres Glas Hochprozentiges hinunter; eine unbeschriftete Flasche neigte sich wie durch Zauberhand nach vorne und verschüttete weiteren Fusel, füllte die Gläser und ergoss sich über den Tisch.

Die Menge begann rhythmisch zu klatschen und irgendetwas zu rufen. Ihren Namen? Irgendein asiatisches Wort, das so viel bedeutete wie »verrückte weiße Lady«? Daedalus wusste es nicht. Sie würde nicht ans Telefon gehen – und die anderen genauso wenig. Sie würde seine Nachricht nicht hören. Er musste versuchen, sie zu erwischen, sobald sie etwas nüchterner war. Viel Glück. Es konnte Tage dauern, wenn nicht mehr, bis sie sich von der heutigen Eskapade erholt hatte.

Ihre Augen strahlten grün, als würden sie von innen erleuchtet. Claire streckte ihre zittrige Hand nach dem Glas aus. Es schwankte und eine klare Flüssigkeit lief ihr über die Finger. Sie merkte es nicht. Sie hielt sich das Schnapsglas an die Lippen und warf ihren Kopf in den Nacken. Dann knallte sie es triumphierend auf den

Tisch zurück. Die Menge grölte zustimmend; Geld wurde unverdeckt von Hand zu Hand weitergereicht. Ihr gegenüber streckte der Asiat seine Hand zum Bluff nach einem weiteren Glas aus, doch dann kippte er langsam auf die Seite und stieß gegen den Tisch. Noch bevor irgendjemand begriff, dass er ohnmächtig wurde, lag er schon am Boden, die Augen geschlossen, das T-Shirt durchnässt.

Daedalus stöhnte. Na gut, um Claire würde er sich später kümmern.



Wenigstens bestand bei Marcel keine Gefahr, dass er seine Leber in Schnaps einlegte, dachte Daedalus, schloss die Augen und konzentrierte sich auf den Mann, der ihm, seit er ihn kannte, ein Rätsel gewesen war. *Marcel*. Er stellte sich das jugendliche Gesicht vor, die glatte, helle Haut, die blauen Augen, das stumpfe, rotbraune Haar.

Der Widerschein der Kerzenflamme bewegte sich nicht, während Daedalus in die Kugel startete. *Marcel*.

Daedalus konnte die Kälte förmlich fühlen, die von den Steinwänden in seiner Vision ausging. Er sann darüber nach, dass das Kloster immer gleich aussah, egal, ob er Marcel in der Gegenwart aufsuchte oder vor fünfzig oder hundert Jahren: Da waren die harten, steinernen Wände, das trübe Licht, die geordneten Schreibtischreihen.

Vor hundert Jahren allerdings wäre jeder Tisch be-

setzt gewesen. Doch heutzutage gaben nur noch wenige irische Familien ihre Söhne ins Kloster, um einen Mund weniger stopfen zu müssen. Folglich leisteten nur zwei weitere Brüder Marcel in der großen Halle Gesellschaft.

Marcel saß über ein großes Buch gebeugt: eine alte Handschrift mit farbenprächtigen Miniaturen. Das Blattgold war kaum verblasst, seit es vorsichtig von einem reuigen Diener der Kirche der Heiligen Mutter aufgelegt worden war.

Während Daedalus seine Nachricht sandte, lächelte er angesichts der Kreativität, die er dabei an den Tag legte. Er war stolz auf seine Stärke. Marcel konnte seine Identität gerne leugnen, doch Daedalus würde das niemals tun. Ouida konnte ihre Kräfte ignorieren, dieselben Kräfte, an denen Daedalus sich täglich weidete. Sophie konnte ihre Zeit mit Lernen oder anderen intellektuellen Bestrebungen füllen. Daedalus würde sie damit verbringen, seine Kraft auszukosten.

Genau deshalb war er mächtiger als sie. Deshalb war er der Überbringer und sie waren nur die Empfänger.

Im Kloster krümmten sich Marcells schmale Schultern über das Manuskript. Die kunstvoll gestalteten Seitenränder erfüllten seine Seele mit einer allzu süßen Qual – war es eine Sünde, beim Anblick dieses von Menschenhand gestalteten Werks eine so irdische Freude zu empfinden? Oder waren diese Hände von Gott gelenkt worden, die Eingebungen göttlicher Natur? In diesem Fall wäre Marcells Bewunderung nur ein Ausdruck der Verehrung ihres Herrn.

Seine Lippen bewegten sich kaum, als er die lateinischen Worte las. Doch dann ... er runzelte die Stirn. Die Buchstaben bewegten sich ... *oh nein*.

In Panik blickte Marcel auf. Keiner achtete auf ihn. Er schirmte das Buch mit seinem Körper ab, um die Sicht darauf zu verdecken. Er würde niemals entkommen. Niemals! Und niemals war eine lange Zeit. Also nahm er es hin, dass sich die wunderschön geschwungenen, schwarzen Buchstaben neu zusammensetzten. Er las die Worte, die sich geformt hatten: *Wichtig. Dringend. Komm sofort nach New Orleans. Daedalus*.

Marcel fuhr sich mit seinem rauen Ärmel über die Stirn, auf der der kalte Schweiß stand. Dann richtete er sich auf und versuchte, seine Gefühle auszublenden, während er darauf wartete, dass die Worte verschwanden, um sich wieder zu einem lateinischen Gedicht, einem Lobgesang auf den Herrn, anzuordnen. Er musste lange warten.



Der letzte Sturm hatte das Wasser aufgewühlt, sodass Fischen oder Krabbenfangen eigentlich sinnlos war. Gewiss wäre es besser, zu warten, bis sich die Gewässer wieder beruhigt hatten, eine Woche, vielleicht zwei. Abgesehen von dem Schlick im Wasser, war der Sandstrand mit allen möglichen Arten von Treibholz, toten Fischen, leeren Schildkrötenpanzern und noch viel abstoßenderem menschlichem Unrat übersät. Da lagen

zum Beispiel ein Fahrradreifen und der BH von irgendjemandem. Richard hätte wetten können, dass es *dazu* eine sehr interessante Story zu erzählen gab.

Er hätte gerne geraucht, aber das letzte Mal, als er sich eine angesteckt hatte, hatten ihm gleich vier verschiedene Umstehende die Hölle heißgemacht. Vielleicht weil er trotz seiner gepiercten Nase, seiner gepiercten Augenbraue und den gut sichtbaren Tattoos noch sehr jung aussah oder weil sie befürchtet hatten, dass dieses wunderschöne Fleckchen Erde verschmutzt würde – er wusste es nicht.

Ich könnte das Angeln fürs Erste eigentlich genauso gut sein lassen. Zurück nach Hause gehen, schlafen, was auch immer.

Ein unerwarteter Zug an der Schnur überraschte Richard, beinahe hätte er die Angelrute fallen lassen. Doch seine Hände griffen automatisch fester zu. Schnell drehte er die Rolle. Er hoffte, es wäre kein Seewolf, denn die waren verflucht schwer von der Schnur zu lösen und schmeckten bei dieser Größe nicht einmal. Doch als ein Sonnenstrahl auf etwas Silbernes fiel und hell aufblitzte, wusste er, dass er es mit etwas anderem zu tun hatte.

Die Angelrolle schnurrte, während er immer weiterzog. Ein langer, schmaler, silbern schimmernder Fischkörper mit kleinen Flecken kam zum Vorschein. Eine Spanische Makrele. Sie war kürzer, als es die vorge-schriebenen Richtlinien erlaubten. Er würde sie zurück ins Wasser werfen müssen. Richard zog die Schnur näher



Cate Tiernan

Hexenflammen - Ein Kelch voll Wind

Band 1

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-38033-8

cbt

Erscheinungstermin: Februar 2013

Zwei Schwestern und ein Band der Magie, das alles verändert ...

Clio Martin und Thais Allard sind wie Tag und Nacht. Und doch fließt das gleiche Blut in ihren Adern: Hexenblut. Gemeinsam können die Zwillinge alles erreichen, denn sie sind vereint durch ein Band der Magie. Wäre da nicht der Mann, den sie beide lieben. Und ein skrupelloser Hexenzirkel, der es auf ihre Macht abgesehen hat. Doch die wahre Gefahr geht von einem tödlichen magischen Gegner aus, der die Schwestern entzweit – und sie vernichten will ...

Thais Allard kann kaum glauben, was sie nach dem Tod ihres Vaters erfährt: Sie hat eine Zwillingsschwester in New Orleans – und in ihrer beider Adern fließt Hexenblut! Als Thais ihre Zwillingsschwester Clio endlich kennenlernt, ist nichts mehr, wie es war: Denn das Band der Magie, das sie beide eint, verleiht ihnen unvorstellbare Macht – und birgt eine tödliche Gefahr.